

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 41

Artikel: Zwei Skizzen
Autor: Kindhauser, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mörel im Oberwallis.
Mörel, ein hübsches Dorf an der Surkabahn-Linie gelegen, besitzt eine schöne Kirche mit einem Beinhaus.
Der Kirchturm ähnelt unserm Berner-Styl.

Uhr, Kompaß und Pistole lagen regelmäßig und jederzeit greifbar vor mir. Ich ergötzte mich oft an dem Stilleben, wenn der Sekundenzeiger seine eilige Runde machte, tickend und tackend, und wenn die Kompaßnadel nervös hin- und herschwankte, bis sie den Ausgleich zwischen dem ablenkenden Pistolenmetall und der Polar Kraft gefunden hatte und ruhig nach Norden wies.

Meine Herren, ich bin weder furchtsam noch abergläubisch, aber in einer Nacht ist mir folgendes passiert: Ich erwache urplötzlich ganz gegen meine Gewohnheit, und in der Stille höre ich die Taschenuhr, vom rasenden Gang des Sekundenzeigers pochen und schlagen wie ein angstbekommenes Menschenherz. Ja, wie ein Herz, meine Herren... Mechanisch richte ich mich im Bett auf, schalte das Licht ein, und beuge mich über das Stilleben auf dem Nachtkästchen: Uhr, Kompaß und Pistole.

Da sehe ich zu meinem maßlosen Erstaunen, daß die Kompaßnadel stark nach der Fensterseite ausschlägt. Normalerweise hätte sie vollkommen ruhig nach Norden zeigen sollen.

Mein nächster Blick galt natürlich dem Fenster.

Da sehe ich, wie sich die eisenbeschlagenen Spitzen einer Leiter am Fensterrand hochschieben. Im nächsten Augenblick blüht natürlich schon ein Schuß aus meiner Pistole in die Finsternis. Im Schein des Feuers sehe ich das entsetzte Gesicht eines struppigen Kerls, der sich eben anschießt, an der Leiter emporzuklettern. Natürlich ist ihm durch mein Dazwischenkommen sein Vorhaben gründlichst verleidet worden.

Und nun, meine Herren, erklären Sie mir bitte:

Erstens: Warum werde ich im kritischen Moment, ganz gegen meine Gewohnheit, wach?

Zweitens: Warum höre ich das Rasseln des Sekundenzeigers und das Ticken der Uhr so übermächtig, daß ich sofort an ein in Todesangst pochendes Menschenherz denken muß?

Drittens: Warum fällt mein Blick gerade auf die Kompaßnadel, deren ungewöhnlicher Ausschlag mich auf die nahe Gefahr aufmerksam macht und mir zum Retter wird? Zufall?!

Guten Abend, meine Herren!!! („Nat.-Btg.“)

Zwei Skizzen von Paul Kündhauser.

Die Ruhestätte.

Irgendwo versteckt zwischen bescheidenen Mauern ist ein stiller Friedhof. Ja, ein ruhiger stiller Friedhof; denn nicht

jeder ist still. Diejenigen in der Stadt sind vom Lärm umgeben, das Leben braust vorbei, rasch, eilig, hat keine Zeit für Tote. Aber hier ist das ganz anders. Du betrittst die Ruhestätte der Toten, und auf einmal ist Dir so wohl. Ruhe, göttliche Ruhe, das spürst Du sobald Du die grob gekiesten Wege betrittst. Und Ruhe hat man ja so bitter nötig in unserem geheizten Zeitalter. Da sind keine Marmordenkmäler, keine modernen Bildhauerwerke, aber jedes Grab hat freundliche Alpenblumen, ein einfaches Kreuz oder einen Stein, und über allem stehen die Berge weiß, rein und leuchtend, und wenn Du gut schaust, so siehst Du noch den Gipfel eines märchenhaft schönen Sees leuchten. Du aber wendest Deine Schritte und gehst allein, einsam, der Straße entlang bis zu dem blau-grünen Wasser und Du beneidest die dort drüben um ihre wohlverdiente Ruhe. Bekenntnisse eines Einsamen! Nein, das darfst Du nicht, denn diese Ruhe muß man sich zuerst verdienen in einem

harten erbarmungslosen Leben, und Du mußt manchen Keld leerer, mitsamt den bitteren Resten, und dann erst darfst Du ruhen. Und wenn Du denkst und richtig denkst, dann fühlst Du wie wertvoll es ist, das Leben zu leben. Dein Leben, nicht das Leben anderer, das Leben mit Deiner eigenen Seele, zu der Du Sorge tragen sollst, damit die ägenden Kleinigkeiten des Alltags nicht daran haften bleiben. Und wenn Du aus diesem grauen Alltag Deine Seele, die Dir allein gehört, hinüber retten kannst in die leuchtende Sonne, in irgend einen blau-blauen Tag, dann erst lernst Du das Leben schätzen, und der kleine Friedhof inmitten der Berge spracht, inmitten der drei märchenhaften Seen ist für Dich eine wohlthuende Erinnerung, denn sie gibt Dir eine Ahnung von der vollkommenen Ruhe.

Der Grat.

Steil, heftig steil, und unnahbar steigt der Grat empor, gekrönt mit drei Türmen, die anzusehen sind wie gotische Erker. — An einem lachenden Herbstmorgen stiegen unser zwei zu ihm empor, ein leichter Rucksack, ein gutes Seil und die Kletterfinken. Was braucht es mehr für einen solchen Tag? — Zuerst kam ein Schuttfeld übersät mit mannshohen Blöcken. Das war mühsame Arbeit, denn sobald man meinte man stehe fest, fing das Zeug zu rutschen an. Endlich kamen wir zum Einstiegskeim, und nun fing der Genuß an. Mein Freund stieg voran und war bald meinen Blicken entschwunden und dem Zittern des Seils nach merkte ich, wie er sich langsam nach oben schwindelte, denn die Griffe waren spärlich und der Kamin unverschämt schmal. „Nachkommen“ tönte es ganz schwach von oben und nun packte ich zu, und ich packte heftig, denn in mir war die Freude am Klettern erwacht, hatte doch diese Freude so lange ruhen müssen. Der Grat war erreicht und nun ging's ans Uebererschreiten der drei Türme. Ein frischer Wind pfiß um die Ranten und verfiel sich in den Rissen und Ecken unseres Grates, und es war als ob ein Meister ein Präludium auf einer wunderbaren Orgel spielte. Und der blaue Himmel und ringsum die Berge, und in der Tiefe das Tal, und die Seen, alles so rein und friedlich. Am gegenüberliegenden Hang wechselte ein Rudel Gemsen vorsichtig und schen, denn es war die Zeit der Hochjagd. — Wir kletterten weiter, und beim letzten Turm seitlen wir ab, und ließen uns auf einer großen Felskuppe zur beschaulichen Rast nieder. — Es war Sonntag und eine Stille, die man miterlebt haben muß, um zu begreifen wie das ist,

und dazu ein Himmel mit einem leuchtenden Blau. — Ich bin noch des Öftern zum Grat hinaufgegangen, bei schönem Wetter, bei Nebel und bei Sturm. Und bei einem Sturm wurden wir fast fortgeblasen vom Wind, aber wir schüttelten uns nur, und konnten gar nicht begreifen, warum uns der Grat so frostig empfing. — Und dann sind wir noch einmal im November zu ihm hinauf gegangen. Es war traurig und kalt. Wir konnten ihn jedoch nicht besteigen, denn eine tolle Windsbraut peitschte den Neuschnee seinen Flanken entlang und höhnte unserer Andacht. Wir kehrten still um, voll dumpfer Ahnungen und freuten uns trotz aller Bangigkeit auf einen blauen Herbsttag. — Nein, nicht Sommertag, ein Herbsttag muß es sein, denn im Sommer suchen wir Eis und Schnee auf, aber im Herbst, wenn eine herbe Dämmerung naht, auf leisen Sohlen, wie Mädchen die kommen um Abschied zu nehmen, dann suchen wir ihn wieder auf, unsern Grat.

Der entwendete Brief. (Fortsetzung.)

Eine Detektiv-Geschichte von Edgar Allan Poe.

„Ich darf wohl annehmen, daß Sie auch die Spiegel, den Raum zwischen Rückwand und Glas, die Betten und die Bettwäsche, die Vorhänge und die Teppiche prüften?“

„Natürlich. Und als wir alles bis aufs kleinste genau untersucht hatten, durchforschten wir schließlich das Haus als solches. Wir teilten seine Flächen in kleine Bezirke, die wir mit Nummern versehen, um nichts zu vergessen, und dann wurde jeder Quadratfuß unter die Lupe genommen, nicht nur im Hause des Ministers, sondern auch in den beiden Nebengebäuden.“

„Auch in den Nebengebäuden?“ rief ich. „Was müssen Sie für Arbeit gehabt haben!“

„Allerdings. Aber die ausgesetzte Belohnung war, wie gesagt, fürstlich.“

„Durchforschten Sie auch die Höfe des Hauses?“

„Sawohl. Sie sind sämtlich mit Steinen gepflastert, so daß sie verhältnismäßig geringe Mühe verursachten. Wir prüften das Moos zwischen den Steinen und fanden es unverändert.“

„Natürlich untersuchten Sie auch die Papiere D.'s und die Bücher in seiner Bibliothek?“

Selbstverständlich. Jedes Briefpäckchen wurde geöffnet und jedes Buch nicht nur aufgeschlagen, sondern Seite für Seite durchblättert. Die Methode so vieler Polizeioffiziere, ein Buch bei den Einbanddecken zu nehmen und kräftig zu schütteln, genügte uns nicht. Wir maßten die Dicks der Einbanddecken und prüften die letzteren unter der Lupe. Wäre irgend ein Einband aufgeschnitten und wieder zusammengeklebt worden, es hätte uns nicht entgehen können. Fünf oder sechs Bände, die offenbar eben erst vom Buchbinder gekommen waren, untersuchten wir mit den Nadeln.“

„Haben Sie die Fußböden unter den Teppichen nachgesehen?“

„Aber natürlich! Wir hoben jeden Teppich auf, untersuchten die Dielen mit dem Vergrößerungsglas.“

„Und die Tapeten an den Wänden?“

„Auch die.“

„Und die Keller?“

„Ebenfalls.“

„Dann war Ihre Voraussetzung, daß sich der Brief noch im Hause befinde, ein Irrtum“, sagte ich.

„Ich fürchte, Sie haben recht“, erwiderte der Präsekt. „Aber nun sagen Sie mir, Dupin, was raten Sie mir noch zu tun?“

„Nochmals das ganze Haus zu durchstöbern.“

„Das ist vollkommen zwecklos“, antwortete G. „So gewiß ich lebe und atme, so gewiß befindet sich der Brief nicht mehr in der Wohnung des Ministers.“

„Einen bessern Rat kann ich Ihnen nicht geben“, sagte Dupin. „Sie wissen natürlich genau, wie der Brief aussieht?“

„O ja. Selbstverständlich.“ Dabei zog der Präsekt ein Notizbuch aus der Tasche und las uns die genaue Beschreibung der inneren und äußeren Beschaffenheit des Dokumentes vor. Nachdem er damit fertig war, verließ er uns so niedergeschlagen, wie ich ihn vorher nie gesehen hatte.

Etwa vier Wochen später besuchte er uns abermals und fand uns fast in derselben Situation wie beim ersten Besuche. Er setzte sich, ließ sich eine Pfeife reichen und plauderte von gleichgültigen Dingen. Endlich fragte ich: „Wie steht es um den entwendeten Brief, lieber G.? Haben Sie endlich erkannt, daß es undankbar ist, den Minister überlisten zu wollen?“

„Hol ihn der Teufel! Ja! Ich habe, wie Dupin mir riet, nochmals alles durchsucht, und zwar ganz vergebens. Ich wußte, daß es umsonst sein würde.“

„Wie hoch beziffert sich eigentlich die ausgesetzte Belohnung?“ fragte Dupin.

„Nun, sie ist hoch, wahrhaft fürstlich. Ich will die genaue Summe nicht nennen, doch kann ich immerhin soviel sagen, daß ich für die Herbeischaffung des Briefes ohne Bedenken fünfzigtausend Franken aussetzen würde. Die Sache wird nämlich von Tag zu Tag brenzlicher; und deshalb ist die Belohnung verdoppelt worden. Indessen — wenn sie verdreifacht würde: ich tat, was ich konnte; mehr kann ich nicht tun.“

„Nun“, sagte Dupin gedehnt, indem er behaglich aus seiner Meerschampfe paffte, „ich weiß nicht, lieber G... ob Sie wirklich alles getan haben... was möglich war... Ein bißchen mehr... meine ich... hätten Sie wohl noch tun können. hm?“

„Wieso denn? Inwiefern?“

„Nun — paff, paff — Sie könnten sich zum Beispiel — paff, paff — Rat erteilen lassen. Meinen Sie nicht? Paff, paff. Erinnern Sie sich der Geschichte, die man von Abernethy erzählt?“

„Nein. Was geht mich Abernethy an! Hol ihn der Teufel!“

„Meinetwegen. Soll er ihn holen! Aber eines Tages — erzählt man — versuchte ein reicher Geizhagen diesem Abernethy ein ärztliches Gutachten gleichsam abzulisten. Er zog den berühmten Arzt in einer Privatgesellschaft beiseite, begann mit ihm ein harmloses Gespräch und schilderte ihm seinen eigenen Krankheitszustand, als ob er von einer dritten Person spräche. Nehmen wir an, sagte der Geizhals, daß sich bei diesem Kranken etwa die folgenden Symptome zeigten. Was würden Sie in solchem Falle raten, lieber Doktor? Einen Arzt zu befragen, erwiderte Abernethy.“

„Aber ich bin ja sehr gerne bereit, einen Rat anzunehmen und zu bezahlen“, sagte der Präsekt ein wenig verlegen. „Ich würde tatsächlich fünfzigtausend Franken opfern, wenn mir jemand aus der Affäre helfe.“

„Wenn das der Fall ist“, entgegnete Dupin, indem er ein Schubfach öffnete und ein Schekbuch hervorholte, „so schreiben Sie mir bitte eine Anweisung aus auf die eben genannte Summe. Sobald Sie unterschrieben haben, werde ich Ihnen den Brief aushändigen.“

Ich war überrascht. Der Präsekt sah aus, als habe ihn der Blitz getroffen. Ein paar Minuten sah er sprachlos und regungslos da und sah mit offenem Munde meinen Freund ungläubig an, wobei seine Augen förmlich aus den Höhlen herausquollen; dann schien er wieder zu sich zu kommen, ergriff eine Feder, füllte mit mehrfachen Unterbrechungen, während derer er wie ein Träumender in die Luft starrte, einen Scheck über fünfzigtausend Franken aus, unterzeichnete ihn und reichte ihn Dupin über den Tisch hin. Dieser prüfte die Anweisung sorgfältig und legte sie in eine Brieftasche; dann schloß er ein Pult auf, nahm einen Brief heraus und gab ihn dem Präsekten. Der ergriff ihn halb außer sich vor Freude, entfaltete ihn mit zitternden Händen, warf einen flüchtigen Blick auf den In-